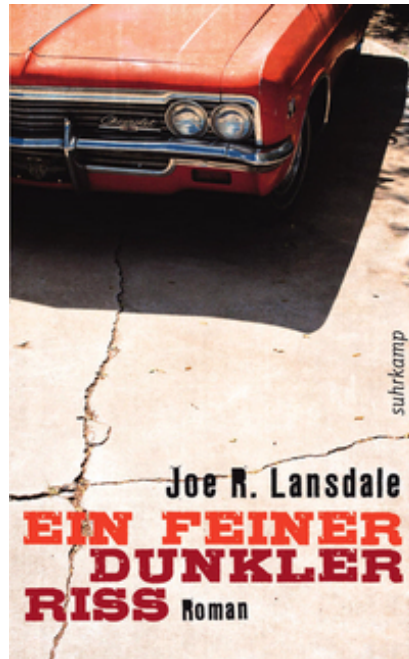


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Lansdale, Joe R.
Ein feiner dunkler Riss

Roman
Aus dem Amerikanischen von Heide Franck

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4497
978-3-518-46497-7

suhrkamp taschenbuch 4497

East Texas, 1958. Stans Welt ist von Gewalt geprägt: Sein bester Freund wird zu Hause verprügelt, die Küchenhilfe lebt bei einem gewalttätigen Mann, und selbst Stans Vater wird handgreiflich, wenn es um die Familienehre geht. Das einzige Gegenprogramm liefern das Autokino von Stans Vater und die faszinierenden alten Geschichten um ein Spukhaus auf dem Hügel, einen kopflosen Geist am Bahndamm und zwei in ein und derselben Nacht ermordete Mädchen. Als Stan eines heißen Sommertages im Wald ein geheimnisvolles Kästchen findet, beginnt er, begleitet von seinem treuen Hund Nub und unterstützt von dem mürrischen schwarzen Filmvorführer und Ex-Polizisten Buster, Detektiv zu spielen – ohne zu ahnen, worauf er sich da eingelassen hat.

Joe R. Lansdale, 1951 in Texas geboren, gehört mit seinen Romanen und Erzählungsbänden zu den Stars der amerikanischen Krimiliteratur. Er wurde mit zahlreichen Krimipreisen ausgezeichnet. Lansdale lebt mit Frau und Kindern in Texas, wo er auch mehrere Kampfsportschulen betreibt.

Zuletzt sind im suhrkamp taschenbuch von ihm erschienen: *Glut-hitze* (st 4441) und *Kahlschlag* (st 4398).

Joe R. Lansdale

**EIN FEINER
DUNKLER
RISS**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Heide Franck

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel *A Fine Dark Line*
bei Mysterious Press

Die deutsche Erstausgabe erschien 2012
im Golkonda Verlag, Berlin

Umschlagfoto: plainpicture/Millennium/Joerg Buschmann

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4497

© 2003 by Joe R. Lansdale

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Golkonda Verlags, Berlin

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: cornelia niere, münchen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46497-7

**EIN FEINER
DUNKLER RISS**

Im Gedenken an Cooter.
Tapferer, treuer und edelmütiger Beschützer.
Freund.
Familienhund.

Manche Filme, Musikstücke und bestimmte Ereignisse in diesem Buch gehören tatsächlich ins Jahr 1958. Einiges habe ich allerdings zeitlich so verschoben, dass es in meine Geschichte passt. Man möge mir das verzeihen. Die Stadt Dewmont und das *Dew Drop Drive-in* habe ich erfunden, und so viel ich weiß, existieren sie nicht, und wenn doch, so haben sie rein gar nichts mit meiner Geschichte zu tun. Teile dieses Romans sind außerdem inspiriert durch selbst Erlebtes, was mir jedoch nur als gedankliches Sprungbrett diente; nichts davon meint wahre Geschehnisse oder wirkliche Personen.

– J. R. L.

TEIL I

**DAS DEW DROP
DRIVE-IN, 1958**

1 Mein Name ist Stanley Mitchel junior, und ich schreibe hier auf, woran ich mich erinnere.

Die ganze Geschichte hat sich in einer Stadt namens Dewmont zugetragen. Es ist eine wahre Geschichte, die sich innerhalb einer kurzen Zeitspanne abspielte, und ich habe sie selbst erlebt.

Dewmont wurde nach einem der ersten Siedler benannt, der Hamm Dewmont hieß. Viel mehr weiß man nicht von ihm. Er ist hier aufgetaucht, hat dem Ort seinen Namen gegeben und ist dann spurlos verschwunden.

In den ersten Jahren war Dewmont eine trostlose Ansammlung von Holzhütten, die sich am Ufer des Sabine River im tiefsten Herzen von Texas festgesetzt hatten – eine Gegend voll weißem Sand und rotem Lehm, gewaltigen Kiefern und schlangenverseuchten Sümpfen.

In der Bibliothek von Dewmont finden sich verblichene Fotografien von ein paar einsamen Pionierhütten am Flussufer, durch die Linse einer primitiven Kamera betrachtet. Kaum zu glauben, dass so ein Anfang zu irgendetwas führen würde, außer vielleicht einem heftigen Regenfall und einer Rutschpartie in den Fluss. Doch im Laufe der Jahre bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein wurde aus diesen Bretterbuden nach und nach eine bescheidene Ortschaft, während die großen Bäume gefällt und zu Bauholz verarbeitet wurden.

Später entwickelte sich der Ort zu einer kleinen Stadt von ungefähr einhunderttausend Einwohnern, doch die Ereignisse, um die es hier geht, trugen sich früher zu, und zwar gegen Ende der 1950er, als meine Familie, die Mitchels, dorthin zog.

Bevor wir nach Dewmont kamen, war mein Daddy Mechaniker in einem Kaff mit dreihundert Seelen gewesen, das den passenden Namen »No Enterprise« trug. Eines Tages kam er nach Hause und hatte genug davon, unter Autos zu kriechen und auf kaltem Beton und quietschenden Rollbrettern zu liegen. Was er dann sagte, überraschte uns alle. Einschließlich Mom.

Daddy liebte Filme, und irgendwo hatte er mitbekommen, dass das Autokino von Dewmont zum Verkauf stand. Der ursprüngliche Besitzer war kurz nach Eröffnung des Kinos an einem Schlaganfall gestorben. Seine Familie wollte jetzt unbedingt in den Westen ziehen, da ihnen die Schulden an den Hacken klebten wie Federn an Teer.

Also hob Daddy unsere gesamten Ersparnisse ab, leistete damit eine Anzahlung und beförderte meine Mutter, die er immer Gal nannte, mich, meine ältere Schwester Caldonia und meinen Hund Nub hinüber nach Dewmont.

Dewmont bestand hauptsächlich aus einer langen Reihe von Backsteinhäusern beiderseits der Main Street, darunter auch unsere Konkurrenz in Gestalt des *Palace Theater*, einem Kinosaal.

Ich weiß noch, dass der Umzug an einem hellen, heißen Tag stattfand. Der blaue Himmel über uns war mit kleinen Wölkchen übersät, und man konnte die Main Street entlangsehen, sah Autos am Bordstein parken, Menschen umherlaufen, und weiter hinten hohe Bäume.

Das *Dew Drop Drive-in*, unser Autokino mit Imbiss, lag am Rande der Stadt, nicht weit von einer stinkvornehmen Wohngegend.

Mit Sicherheit rümpften die Erwachsenen dort die Nase über das Autokino, denn das Publikum bestand aus einfachen Leuten – und aus ihren eigenen Kindern, die für einen Dollar pro Wagenladung zu uns kamen.

Das *Dew Drop* gehörte zu den Autokinos, bei denen die Projektionsfläche aus einem Wohnhaus bestand. Solche Gebäude gab es nicht oft, denn meistens diente lediglich eine Platte aus Holz oder Metall, die in einem großen Rahmen befestigt war, als Leinwand. Doch die Erbauer des *Dew Drop* waren fortschrittlich gewesen und hatten ihr Bestes getan.

Daher war die Leinwand des *Dew Drop* tatsächlich ein massives Gebäude, das von außen wie ein Fort aus einem Western aussehen sollte. Quer darübergemalt war ein Wandbild mit üppig gefiederten Indianern zu Pferde, die von einer Kavallerie in knallblauer Uniform und leuchtend weißen Hüten verfolgt wurden. Schneeweiße Rauchwölkchen machten deutlich, dass die Soldaten mit ihren Pistolen und Gewehren schossen, und ein Indianer war offensichtlich getroffen – er fiel gerade vom Pferd und würde nie wieder einen Weißen skalpieren.

Über allem hing unerklärlicherweise, an einem Metallrahmen befestigt, ein riesiger, ozeanblauer Tautropfen, der aussah, als würde er jeden Moment herabfallen, auf dem Dach zerplatzen und die ganze Welt überfluten.

Auf der anderen Seite, den Autos zugewandt, war die Mauer weiß und diente als Leinwand. Darüber war die Rückseite des Tautropfens grün gestrichen, und zwar nicht in einem hübschen Grün, sondern in einer Farbe, die mich an eine eitergefüllte Pustel erinnerte. Ich fragte mich, warum der Tropfen hier überhaupt übermalt worden war. Nachts, wenn die Filme gezeigt wurden, verlor er sich sowieso in der Dunkelheit über dem Licht, das von der Leinwand zurückgeworfen wurde.

Im Inneren der Kinoleinwand, unserem Zuhause, sah alles recht normal aus. Im Erdgeschoss befanden sich Küche, Wohnzimmer, das Bad und Callies Zimmer. Daran schloss sich eine Imbissbude an, wo Hotdogs, Popcorn, Süßigkeiten

und Erfrischungsgetränke verkauft wurden. Kurz nachdem wir den Laden übernahmen, setzten wir noch Brathähnchen und Würstchen am Spieß auf die Speisekarte.

Im ersten Stock befanden sich zwei Zimmer, eins für mich und eins für Mom und Dad. Ich war begeistert. Unser altes Haus in No Enterprise hatte ein einziges richtiges Schlafzimmer gehabt, und ich und Callie hatten nachts auf Matratzen im Wohnzimmer geschlafen. Hier im *Dew Drop* hatten wir unsere eigenen Betten, unsere eigenen Zimmer, und das war großartig, schließlich hatte ich erst kürzlich die Freuden der Selbstbefriedigung entdeckt. Auch wenn ich noch nicht herausgefunden hatte, was es eigentlich genau damit auf sich hatte, machte es mehr Spaß, als gegen mich selbst Dame zu spielen.

Über alldem lag noch eine weitere Etage, eine Art Bodenkammer mit einer Treppe, die zum Dach des Autokinos hinaufführte, wo der große Tautropfen thronte.

Von dort oben konnte man zuschauen, wie die Autos eintrafen, und wenn man zur anderen Seite des Daches hinüberging, sah man unseren »Hinterhof«: Lautsprecher auf ordentlich aufgereihten Pfosten, und nachts eben Autos und einen Haufen Leute.

An der kurzen Seite des Gebäudes stand ein Geräteschuppen mit einem Vorhängeschloss an der Tür, und neben dem gab es einen Spielplatz mit einer Wippe, Schaukeln und einer Rutsche für die Kinder, denen der Film zu langweilig wurde. Um all das herum zog sich ein Zaun, größtenteils aus Wellblech und, in der Nähe des Spielplatzes, aus Maschendraht.

Jenen Sommer über arbeitete ich mit Caldonia in unserem Autokino. Ein Schwarzer namens Buster Abbot Lighthorse

Smith, der schon für den vorherigen Besitzer gearbeitet hatte, bediente den Filmprojektor. Er war alt, mürrisch, wirkte kräftig und sprach kaum ein Wort. Kümmerte sich um seinen eigenen Kram. Er war so still, dass man vergaß, dass er überhaupt da war. Eine Stunde vor der Vorführung kam er angeschlendert, tat seine Arbeit, verräumte den Film, wenn die Vorstellung zu Ende war, und ging wieder.

Meine Mutter und mein Vater hielten das Autokino von Montag bis Samstag geöffnet, außer bei starkem Regen und im tiefsten Winter. Selbst in East Texas war es manchmal zu kalt, um im Freien zu parken.

Darum schlossen wir eine Woche vor Weihnachten und machten erst Anfang März wieder auf. In der Zwischenzeit werkelte Daddy an den Lautsprechern herum, schaffte frischen Kies heran, malerte und tischlerte.

Wenn er das nicht tat und Geld brauchte, reparierte er auf dem Rasen des Kinos Autos. Das war ihm zuwider, und er sehnte sich nach dem Tag, an dem er keinen Schraubenschlüssel mehr drehen und auf Löcher in undichten Verteilern horchen musste, durch die die Luft piff.

So sehr Daddy derartige Arbeiten verabscheute, so sehr liebte er das Autokino. An Sonntagen, wenn es geschlossen war, saß er oft vor dem Haus auf einem Gartenstuhl, und ich setzte mich neben ihm auf den Boden und quälte mit einem Grashalm Ameisen. Dann starrte er auf die Cowboys und Indianer auf der Vorderseite des Leinwandgebäudes, als würde er wirklich einen Film schauen.

Ich glaube, vor seinem geistigen Auge bewegten sich die Bilder tatsächlich. Vielleicht war es auch nur der Gedanke, dass er sein eigenes Geschäft besaß, der ihn faszinierte. Daddy kam nicht gerade aus reichem Elternhaus, und seine Schulbildung war eher dürftig. Alles, was er besaß, hatte er

sich hart erarbeitet, und er war stolz darauf. Für ihn konnte sich der Besitzer eines Autokinos ohne Weiteres mit einem Arzt oder Anwalt messen. Und für die damalige Zeit, mit seinem Hintergrund, fand er, dass er ziemlich gutes Geld verdiente.

Mit meinen dreizehn Jahren war ich der Jüngste der Mitchels und obendrein für mein Alter auch nicht gerade frühreif. Ich hatte so viel Ahnung von Gott und der Welt wie ein Schwein von Essbesteck und Tischmanieren. Für mich war Sex noch das, was zwischen Fünf und Sieben kommt.

Tragischerweise hatte ich erst vor Kurzem meinen Glauben an den Weihnachtsmann verloren und war sehr wütend darüber. Meine Kumpels an der Schule hatten mir, sechs Monate bevor wir nach Dewmont zogen, die Wahrheit gesagt, und ich hatte mir deswegen einen erbitterten Kampf mit Ricky Vanderdeer geliefert. Ich kam mit einer zerschundenen Wange und einem blauen Auge nach Hause, hinkend und alles in allem windelweich geprügelt.

Meine Mutter, die wegen der Schlägerei sauer war und einigermaßen peinlich berührt, weil ein Kind in meinem Alter immer noch an den Weihnachtsmann glaubte, setzte sich mit mir hin und hielt mir einen Vortrag darüber, dass es den Weihnachtsmann vielleicht nicht wirklich gäbe, aber dass er in den Herzen derjenigen wohnte, die an ihn glaubten. Ich war wie gelähmt. Man hätte mich mit einem nassen Hundehaar vom Stuhl fegen können. Ich wollte keinen Weihnachtsmann, der in meinem Herzen wohnte. Ich wollte einen dicken, bärtigen Mann ganz in Rot, der zu Weihnachten die Geschenke brachte und sich durch Schornsteine und Schlüssellöcher quetschen konnte – denn so, hatte meine Mutter mir erklärt, kam der Weihnachtsmann in unser Haus. Kein wesenloses Nichts in meinem Herz.

Diese Erkenntnis führte mich zu der unmittelbaren Schlussfolgerung, dass es, wenn es keinen dicken, fröhlichen Elf im roten Anzug gab, der in einem magischen Schlitten fuhr, auch keinen Osterhasen gab, der mit bunten Eiern umherhoppelte. Ganz zu schweigen von der Zahnfee – eines der wenigen übernatürlichen Wesen, an denen ich ernsthaft zweifelte, nachdem ich einen Zahn, den sie für einen Vierteldollar hätte an sich nehmen sollen, unter meinem Bett gefunden hatte, wo ihn wahrscheinlich meine Mutter, die eigentliche Zahnfee, hatte fallen lassen.

Ich war aufgeklärt worden, und das gefiel mir nicht. Ich kam mir vor wie der letzte Volltrottel.

Meine Unwissenheit beschränkte sich nicht auf den Weihnachtsmann und andere Fabelwesen. In der Schule war ich auch keine große Leuchte. Obwohl ich klüger und belesener war als die meisten Kinder, war ich in Mathe so schlecht, dass man mich eigentlich hätte erschießen müssen.

Für jemanden aus No Enterprise, einer Stadt mit drei Straßen, zwei Geschäften, zwei Gässchen, einer Tankstelle, einem gemütlichen Café und einem Säufer, den wir mit Namen kannten und dem aufgrund der Hingabe, mit der er sich seiner Berufung widmete, ein gewisser Respekt entgegengebracht wurde – für jemanden aus so einem Kaff wirkte Dewmont wie eine Weltstadt.

Wenn man eine Weile dort wohnte, machte Dewmont allerdings einen eher verschlafenen Eindruck. Zumindest an der Oberfläche. Besonders während des langen heißen Sommers.

Die Turbulenzen der 1960er standen noch aus, und Dewmont hinkte sowieso allem hinterher. Die Menschen kleideten und benahmen sich, als wären noch die 30er Jahre, allerhöchstens die 40er. Sonntags trugen die Männer schmale

schwarze Schlipse, schwere schwarze Anzüge und warme wollene Hüte. Wenn sie ein Haus betraten, nahmen sie den Hut ab, und wenn sie einer Dame begegneten, tippten sie sich kurz an die Krempe.

Weil Klimaanlage selten waren, auch in Geschäften, war es damals immer schwül und heiß, drinnen wie draußen, als steckte man in einem dünnen Überzug aus warmem klebrigen Sirup. Im Sommer lasteten diese Anzüge schwer auf den armen Männern, die sie tragen mussten. Die dünnen Schlipse klebten matt auf schweißfleckigen Hemden; die Baumwolle in den Schultern der Jacketts verrutschte ständig und klumpte, das Material hielt den Schweiß wie ein Schwamm das Wasser, und die Krempen der Wollhüte hingen schlaff herab.

Am späten Nachmittag saßen die Leute hemdsärmelig oder sogar im Unterhemd auf Veranden oder Gartenstühlen und unterhielten sich noch lange, während die Glühwürmchen ausschwärmten. Drinnen hockte man vor den Ventilatoren.

Im Sommer wurde es erst spät dunkel, und die Sonne, die nicht von hohen Häusern oder Wohnsiedlungen verstellt wurde, tauchte wie ein Feuerball in die Wälder von East Texas ein. Wenn sie tiefer sank, sah es aus, als würde sie die Bäume in Brand setzen.

Bestimmte Wörter, die heute mit größter Selbstverständlichkeit ausgesprochen werden, fielen damals in anständiger Gesellschaft äußerst selten. Selbst die Worte »verdammte« und »Scheiße« konnten, wenn Frauen anwesend waren, eine Unterhaltung so gewiss zum Verstummen bringen wie ein Schlachthammer eine Kuh.

Die Weltwirtschaftskrise war lange vorbei, teilweise auch schon vergessen von all jenen, die sie selbst durchlitten hat-

ten. Der Zweite Weltkrieg war zu Ende, und wir hatten die Welt vor den Bösen gerettet. Aber der Aufschwung, der den Rest des Landes erfasste, hatte es nicht ganz bis nach East Texas geschafft. Und wenn doch, dann war er nicht lange geblieben. Gemeinsam mit den Ölsuchern hatte er kurz auf eine schnelle Nummer vorbeigeschaut und sich dann so rasch wieder verzogen, dass man sich an diese guten Zeiten schon fast nicht mehr erinnerte.

Im Radio lief Rockabilly, später bekannt als »Rock 'n' Roll«, doch da, wo wir wohnten, lag nicht übermäßig viel Rock 'n' Roll in der Luft. Es gab bloß einen Haufen Jugendliche, die nachmittags und abends vorm *Dairy Queen* herumhingen – vor allem freitags und samstags zu später Stunde.

Einige der Jungs, wie zum Beispiel Chester White, hatten sich Ducktails und Hotrods zugelegt. Die meisten hatten ziemlich kurze Haare mit einer Tolle über der Stirn und reichlich Pomade drin. Sie trugen Hosen mit Bügelfalten, gestärkte weiße Hemden und auf Hochglanz polierte braune Schuhe, und wann immer sie durften, fuhren sie Daddys Wagen.

Die Mädchen trugen Tellerröcke und Pferdeschwänze, aber das Radikalste an ihrem Benehmen war, dass sie an der Jukebox immer und immer wieder denselben Song spielten, hauptsächlich Elvis, und dass einige der Baptistentöchter tanzten, obwohl ihnen Hölle und Verdammnis drohten.

Die Farbigen wussten, wo sie hingehörten. Frauen wussten, wo sie hingehörten. Das amerikanische Wörtchen »gay« bedeutete noch schlicht und einfach »fröhlich«. Viele Leute waren immer noch der Ansicht, dass man Kinder sehen, aber nicht hören sollte. Sonntags waren die Geschäfte geschlossen. Unsere Bombe war größer als die Bombe der anderen, und niemand konnte unsere United States Army besiegen, nicht einmal die Marsmenschen. Der Präsident der Vereinigten

Staaten war ein freundlicher, großväterlicher, dicker, glatzköpfiger Mann, der gerne Golf spielte und im Krieg zu Ruhm und Ehre gelangt war.

In meiner seligen Unwissenheit glaubte ich, mit der Welt sei alles in Ordnung.

2 Nachdem wir nach Dewmont gezogen waren, lernte ich einen Jungen kennen, mit dem ich mich anfreundete. Er hieß Richard Chapman. Er war ein wenig älter als ich, ging aber in dieselbe Klasse, weil er einmal sitzen geblieben war.

Genau wie Huckleberry Finn würde Richard wohl nie einen vorbildlichen Erwachsenen abgeben, aber er war ein prima Lausebengel. Er konnte schneller radeln als der Wind, konnte sich ein Taschenmesser zwischen die Zehen werfen, ohne sich wehzutun, kannte sich bestens in den Wäldern aus, kletterte wie ein Affe in den Bäumen herum und konnte mit vier Gummibällen gleichzeitig jonglieren.

Er hatte einen fettigen braunen Haarschopf, den der Schweiß und eine großzügige Portion Vitalis noch fettiger machten. Richard kämmte seine Haarpracht streng nach hinten wie Johnny Weissmuller, dem er ähnlich sah.

Ständig fielen ihm Strähnen in die Stirn, und er verbrachte ein Gutteil seiner Zeit damit, den Kopf ruckartig in den Nacken zu werfen. Da ich wusste, dass sein Schädel von Läusen bevölkert war, machten mich diese Bewegungen ziemlich nervös. Dennoch beneidete ich, der ich einen Wirbel und einen Fleck helles Haar über der Stirn hatte, Richard genauso um diesen fettigen Schopf wie um seine Muskeln.

Falls Richard mit einem Flugzeug im Dschungel abge-

stürzt wäre, hätte er überlebt und wäre ein zweiter Tarzan geworden. Er hätte gelernt zu jagen, sich eine Hütte zu bauen und gegen Eingeborene zu kämpfen.

Ich dagegen wäre in Sekundenschnelle von Löwen gefressen oder von Affen totgeprügelt worden.

Eines schönen Samstagmorgens kam Richard zu uns, um fernzusehen; wir schauten uns alle Filme in der Sendung *Jungle Theater* an. Dabei nahm er oft meine Roy-Rogers-Cowboystiefel in die Hand, um die er mich heftigst beneidete. Diese Stiefel hatten es ihm angetan; sie waren aus rotem Leder, und auf den Zugschlaufen stand in silberner Schrift »Roy Rogers«.

Richards Familie besaß keinen Fernseher. Sie hatten einen gehabt, aber nachdem ein Sturm ihre Antenne abgerissen und in eine Brezel verwandelt hatte, gelangte sein Vater zu der Auffassung, dass das ein Zeichen Gottes war, und verkaufte das Gerät an jemanden, der weiter sündigen wollte.

Noch bevor die Sendung zu Ende war, hielt Richard sich einen meiner Cowboystiefel an den Fuß, um zu sehen, ob er ihm passen würde. Dann teilte er mir mit, dass er nach Hause gehen und bei der Arbeit helfen müsse, außerdem stehe ihm eine Tracht Prügel bevor, weil er schon spät dran sei und weggegangen sei, ohne um Erlaubnis zu fragen.

»Warum hast du nicht gefragt?«

»Weil Daddy Nein gesagt hätte.«

»Warum bist du dann hergekommen?«

»Weil ich wollte.«

»Und die Prügel?«

Er zuckte mit den Schultern.

Richard war Schläge gewohnt, daher machte ihm die Vorstellung keine übermäßige Angst. Er erklärte mir, dass er sich immer vorstellte, er wäre Tarzan und würde gerade von Eingeborenen gefoltert, so könne er alles aushalten.

Richard spielte oft Tarzan.

Wenn Richard von Hausarbeit sprach, dann meinte er richtige Männerarbeit auf Mr Chapmans heruntergekommenen Farm. Ich räumte meine Kleider weg und solche Kleinigkeiten, aber Richard musste die Hühner füttern, den Schweinen die Küchenabfälle bringen, Heu im Kuhstall verteilen, Getreide säen und ernten. Er besserte Zäune aus und spitzte Zaunpfähle zu, und einmal hat er noch vor dem Frühstück einen zwei Meter langen, dreieinhalb Meter tiefen Graben für das Plumpsklo ausgehoben.

Sein Vater nahm ihn ebenso hart ran wie die Leute, die er für die Arbeit auf den Feldern anheuerte. Für gewöhnlich war dies ein niemals abreißender Strom von jeweils ein oder zwei Farbigen, manchmal Mexikanern, die, egal ob sie aus Texas stammten oder über die Grenze gekommen waren, von ihm als »Schlamm Scheißer« bezeichnet wurden.

Diese Wanderarbeiter – keiner, der in Dewmont lebte, war so dumm, für Chapman zu arbeiten –, blieben nicht lange auf der Farm und waren bald wieder verschwunden, entweder wegen Faulheit gefeuert oder weil sie es an Gottesfürchtigkeit vermissen ließen.

Mr Chapman war der Meinung, er sei von Gott berufen, und hatte in seiner Scheune eine Art Kapelle eingerichtet. Richard erzählte, er und die Arbeiter müssten ganze Abschnitte aus der Bibel auswendig lernen und sich Predigten von Chapman anhören. Er vermutete, dass das der Grund war, warum sich viele Arbeiter heimlich aus dem Staub machten – oder weil sie es einfach sathatten, für so wenig Geld so hart zu schufteten.

Ein derartiges Leben war mir fremd. Mein Vater war manchmal wütend auf mich, und ab und an bekam ich den Hintern versohlt, aber nie so schlimm wie die Prügel, die Ri-